

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

80 Begabung und Erziehung

Mai 1985

- Valentin Braitenberg, Gescheit sein* 1
Oliver Sacks, Die Zwillinge – ein sublim-geniales Idiotenpaar 10
R. C. Lewontin/Steven Rose/Leon J. Kamin, Zu Paaren treiben. Lehren aus der Zwillingforschung 22
Wolfgang van den Daele, Eugenik im Angebot 41
Peter Sichrovsky, Grips-Mittelchen 55
Yvonne Schütze, Foetus und Fatum 61
Doris Grumm/Ulrike Sodemann, Vermessene Intelligenz. Der IQ-Test in der Praxis 69
Manfred Auwärter, Erziehungsratschläge. Über die Schwierigkeiten der Wissenschaft mit dem Kind 87
Bernd Mahr, LEGO, LOGO und die Aufklärung 103
Horst Rumpf, Die Bibel der Verschulung. Ein Rückblick auf das Gutachten des Deutschen Bildungsrats 1968 119
Peter Weigelt, Im Stall und auf der Weide. Wie kommt die Pädagogik zum Kind 131
Kirsten Bergerhoff, Eat a professor at night... Brief einer Lehrerin an eine ratlose Mutter 139
Johann A. Makowsky, Angst vor Elite 151
Tilman Spengler, Ein armer Hirnhund 157
Exkurse: Zivilschutzbefohlen 173 / *Computerangst* 177 / *Lieber Wim* 179
Index Kursbuch 71 bis 80 183

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH / Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper, Jungfernstieg 20, 1000 Berlin 45, Tel. 0 30/7 72 24 43. © 1985 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten. Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen. Beilagen: S. Fischer Verlag, »Kirschkerne«-Buchversand (Teilbeilage), Röderberg-Verlag, Rotbuch Verlag, Verlag Der Alltag



Valentin Braitenberg Gescheit sein

1.

Ich erinnere mich, als Kind, wie meine Mutter und ihre Freundin unter einer Linde sich darüber unterhielten, welcher von ihren beiden Männern der gescheiteste im Dorf sei. Man lernt die Wörter zusammen mit der Szenerie ihres ersten Gebrauchs, ohne sie eigentlich zu begreifen. Natürlich hat man mir auch oft gesagt: sei gscheid! oder: sei nit so thumm! Aber es war für mich damals und ist heute noch schwer zu verstehen, mit welcher Anstrengung man sich verändern müßte, um dieser Aufforderung nachzukommen. Übrigens war das wohl ganz konkret gemeint: sei gescheit und setz die wollene Mütze auf, oder: sei nicht so dumm und komm jetzt gleich herein. Solche Aufforderungen konnte ich verstehen.

Man kann sich fragen, ob dem Zeitwort »sein« überhaupt zu Recht ein Imperativ zusteht. Wer hat damit angefangen? Die alten Indogermanen? Die Schule stand, von Anfang an, unter dem Druck solcher Imperative: sei brav, sei fleißig, sei gescheit. Ich bin jetzt in der 53. Schulklasse und habe in diesem Punkt immer noch ein ungutes Gefühl. Auch weiß ich noch immer nicht, welcher von den beiden, der Vater oder der Onkel, der gescheitere war. Der Onkel hat ein großes Vermögen hinterlassen, der Vater einen schönen Garten.

Und doch werde ich von Berufs wegen manchmal gebeten, über die Intelligenz von Leuten zu urteilen, zum Beispiel, ob sie weit genug hervorragt, um die Aufnahme in die Studienstiftung des deutschen Volkes zu ermöglichen, oder ob sie für einen Lehrstuhl reicht. Die Frage ist meistens in einer komplexen Form verstellt, gemeint ist aber dasselbe, was die beiden Damen damals im Sinn hatten. Auch meine Antwort ist verstellt und oft sehr zögernd. Es hilft mir auch nichts, daß ich Psychiatrie gelernt habe: tausend Geisteskranken in die Augen geschaut. Ich kann mit einiger Sicherheit Diagnosen stellen. Das schärft den Blick auch für die unauffälligeren, noch innerhalb der Norm liegenden Varianten der geistigen Konstitution. Aber die Einschätzung des Intelligenzniveaus fällt mir immer noch sehr schwer. Ich weiß zwar, daß, wenn ich mit jemandem im Gespräch immer wieder kontaktlos bleibe, das eher an einem Unterschied in der Intelligenz liegt als an unterschiedlichen Philosophien. Nur weiß ich oft nicht, welcher von uns beiden der Dummere ist. Ich habe aufgrund solcher

empfundener Kontaktlosigkeit schon einige Jahre in stiller Verehrung einer höheren Intelligenz zugebracht und dann zufällig gemerkt, daß der Unterschied wohl deutlich, aber in der anderen Richtung war. Das Umgekehrte ist auch schon, wahrscheinlich sogar öfter, vorgekommen. Es komme mir aber keiner mit Intelligenzrelativismus. Sicher, man darf nicht zu genau messen, feine Unterschiede sind eine Sache des Geschmacks. Aber wenn der Unterschied so groß ist, daß er Aneinandervorbeireden auf verschiedenen, sich nicht mehr berührenden Niveaus bewirkt, dann sollte sich früher oder später wohl herausstellen, auf welchem Niveau man besser weiterkommt.

2.

Es folgen ein paar Beobachtungen, aus denen hervorgehen soll, daß meine Unsicherheit in Sachen Intelligenz zwar beunruhigend, aber nicht gestaltlos ist.

Erste Feststellung: Es gibt Unterschiede in der Effizienz des Denkens. In unzähligen Fällen beobachtet man, daß der A mit Problemen besser fertig wird als der B, das heißt sie schneller, gründlicher und müheloser lösen kann. Wenn das auch noch Probleme ganz verschiedener Art sind, z.B. sowohl die geschickte Formulierung der Abschiedsrede für einen unangenehmen Mitarbeiter als auch das Erlernen einer Programmiersprache und das Zusammensetzen eines chinesischen Puzzles, so liegt der Verdacht nahe, daß dem einen mehr von einer gewissen allgemein anwendbaren Geschicklichkeit mitgegeben wurde als dem anderen. Von wem mitgegeben, ist dabei noch nicht gesagt.

Gewiß, es gibt genug Beispiele für einen A, der vor keiner Mathematik zurückschreckt, aber von einem B in der Fähigkeit, gereimte Texte zu erzeugen, weit übertroffen wird, oder für einen unschlagbaren Denker in der Philosophie, der sich von seinem Architekten haushoch übers Ohr hauen läßt. Aber auch genug Beispiele für Talentierte, bei denen man vergeblich nach einer schwachen Stelle sucht.

Ich habe beobachtet, daß diese alte Binsenweisheit aller ehrlichen Pädagogen aufs heftigste von drei Kategorien von Personen bestritten wird. Die einen sind gefallsüchtig, etwa aus politischen Gründen, und möchten die Gunst derer nicht verspielen, bei denen es der Teufel wollte, daß sie bei jedweder Messung in der Schule und im Leben vergleichsweise schlecht abschnitten. Diese hören es natürlich lieber, wenn man den Teufel den Zufall nennt. Die anderen sind sehr gescheite Menschen, die uns gerne weismachen möchten, daß ihre Intelligenz ihr eigenes Verdienst ist und daß jeder von uns, wenn er nur rechtschaffen und fleißig genug wäre, ebenso weit kommen könnte wie sie. Die dritten sind solche, die in enger familiärer oder anderer Beziehung zu Minderbegabten stehen. Sie haben erfahren, daß intellektuelle Brillanz nicht der einzige Grund ist, einen Menschen zu

mögen. Schönheit, Zuneigung, gemeinsame Erinnerungen, gemeinsame Pläne, gemeinsamer Besitz sind andere Gründe. Aus dieser Erfahrung heraus können Unterschiede in der Intelligenz vergleichsweise irrelevant erscheinen.

Dagegen sind Menschen, die nicht alles leicht verstehen, sich ihrer Schwierigkeit oft ganz bewußt. Es käme ihnen nicht in den Sinn, Unterschiede in der Intelligenz zu leugnen.

Zweite Feststellung: Einer, der gelernt hat, mit seiner beschränkten Intelligenz geschickt zu operieren, kommt oft weiter als ein anderer, der sich auf seine brillanten Fähigkeiten verläßt.

Dies ist eine harte Nuß und eine, die manchem Intelligenzfanatiker die Quellen der Freude vergiftet. Es sieht fast so aus, als gäbe es jetzt auf einmal zwei Sorten von Intelligenz neben- oder übereinander, eine das Instrument der anderen, die andere die Verwalterin der einen. Und wenn es dann vielleicht noch eine dritte gäbe, die das Spiel von außen betrachtete und gelegentlich in die Verwaltung des Instruments korrigierend eingriffe? Heillosen Schrecken: ist denn Klugheit eine Sache des Geistes? Kann man denn diesen überheblichen Generaldirektor nimmer los werden, der, wenn man seine Funktion zur Maschine gemacht hat, gleich wieder da ist und mit der Maschine noch smarter umgeht als vorher mit seinem Können?

Nennt ihn, wie ihr wollt, er ist der Geist der Bemühung, der Phantasie, des Einfalls, um soviel gescheiter als die Intelligenz, die er (ihn) bedient, wie das Programm gescheiter ist als der Computer, der Tanz gescheiter als die Beine. Übrigens würde ich ihn nennen: das Zusammenwirken von phylogenetischen und ontogenetischen intelligenz erzeugenden Mechanismen. Was den bescheidenen Denker mit seinen vernünftigen Instinkten und seinem Willen so erfolgreich macht, sind eben die vernünftigen Instinkte: Verhaltensanweisungen nur anscheinend irrationaler Art, die in der makroskopischen Logik des evolutionären Prozesses verständlich wären, hätte man diese Logik durchschaut.

Dritte Feststellung (angelesen): Die Kinder von sehr gescheiten Leuten sind oft gescheiter, die Kinder von sehr dummen Leuten oft dümmer als die Kinder von Durchschnittsmenschen. Es ist fraglich, aber wahrscheinlich, daß man dasselbe behaupten kann von den Enkeln sehr gescheiter und sehr dummer Leute. Aber auf die Urenkel wirkt sich das kaum mehr aus. Es hat also nicht viel Sinn, sich über den Stammbaum jenseits der Großväter und Großmütter Gedanken zu machen. Ein hervorragender Urgroßvater schadet zwar nicht, aber einer, der ein erfolgloser Pferdedieb war, auch nicht.

Es sieht also fast so aus, als wäre Intelligenz, ähnlich wie Grundbesitz, erblich. Vorsicht. Ist Schönheit erblich? Wenn einer von der Mutter eine unheimlich lange Nase erbt, vom Vater ein winziges Näschen, so mag die Mischung in seinem Gesicht von Ebenmaß ausgezeichnet sein: Schönheit,

eine spontan aufgetretene genetische Mutation (die Genetiker bitte ich um Nachsicht). Aber seine Kinder können, wenn sie Pech haben, wieder im Besitz von Großmutterns unheimlicher Rübe oder von Großvaters Erkerchen sein. Wenn Intelligenz mit Ebenmaß etwas zu tun hat, z. B. mit einem Gleichgewicht zwischen den Gewohnheiten der Abwägung, des Gedankensprungs und des Fleißes, was ich mir wohl denken (und keiner bisher beweisen) kann, so mag etwas Ähnliches passieren.

Übrigens: es mag wohl sein, daß die Gescheiten öfters gescheite, die Schönen öfters schöne Kinder kriegen. Aber eben doch nur öfters, nicht immer. Die einen wie die anderen müssen Unerfreuliches in Kauf nehmen. Immerhin sind Frauen/Männer, die heiraten wollen und sich auf Kinder freuen, wahrscheinlich gut beraten, wenn sie sich schöne und kluge Männer/Frauen suchen, was sie ja normalerweise auch tun. Schlecht beraten allerdings, in Anbetracht des Ebenmaßes, wenn sie, Opfer einer frühen Prägung, sich in die Karikaturen der markantesten Abnormitäten ihrer Eltern verlieben. Was sie gelegentlich auch tun.

3.

Die Diskussionen über die Frage, ein wie großer Teil der Intelligenz von den Genen bestimmt sei und welcher Teil von der Erziehung, haben mich oft sehr gelangweilt, weil die Wortgewaltigsten auf der einen und der anderen Seite die extremen Standpunkte für selbstverständlich hielten, alles ererbt oder alles erlernt. Beide Thesen erscheinen sofort als Unsinn, wenn man sich überlegt, was vererbt wird, nämlich die Fähigkeit zu lernen. Das scheint die von der Evolution beim Übergang vom Affen zum Menschen auf die Spitze getriebene Leistung zu sein, das genetische Geschenk, das uns zu Kulturwesen macht. Wer das nicht einsieht, darf gerne über Angeborenes und Ererbtes in der Intelligenz weiterdiskutieren, aber nicht mit mir.

Ich finde es interessanter und praktisch wichtiger, mit der Tatsache fertig zu werden, daß Menschen, aus welchen Gründen auch immer, verschieden gescheit sind. Wir kommen zu einem fundamentalen Lehrsatz.

1. Theorem: 50 Prozent aller Menschen sind dümmer als der Durchschnitt. 50 Prozent sind überdurchschnittlich intelligent. Der Beweis hängt ein bißchen davon ab, wie man den Durchschnitt definiert, und sei im übrigen dem Scharfsinn des Lesers überlassen. Die Gültigkeit des Satzes hängt natürlich entscheidend davon ab, daß man über ein einfaches Maß der Intelligenz verfüge, mit dem sich jedermann in eine bestimmte Reihenfolge einordnen läßt. Das ist, wie gesagt, im Detail fragwürdig, aber im Groben richtig.

Das Theorem besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil liest sich gut, wenn man seine eigene Intelligenz pessimistisch einschätzt. Man hört heraus, daß die Hälfte der Menschheit, also schon beinahe ihre Mehrheit, in derselben

Lage ist, und fühlt sich so in der Norm eingebettet. Der zweite Teil des Theorems ist unmittelbar erfreulich, wenn man, ganz gleich, wie man sich selbst einschätzt, die Intelligenz als ein für das Wohl der Menschheit einsetzbares, vielleicht sogar auf jeden Fall von selbst dazu führendes Potential ansieht.

Ein verwandter Lehrsatz, auf den wir jetzt hinarbeiten, bezieht sich auf die Frage der unterschiedlichen Intelligenz ganzer Völker. Diese Frage hat viele Menschen sehr bewegt, besonders um die vergangene Jahrhundertwende, als man dazu überging, die Bestandsaufnahme der Völker dieser Welt nach ihrer vollendeten geographischen und linguistischen Erforschung auf psychologischer Ebene abzurunden. Neben dem quantitativen Vergleich unzähliger Gehirne auf der Waage und der Vermessung aller möglichen Winkel und Verhältnisse am Schädel schuf man damals das Instrument des Intelligenztests, der komprimierten Version einer Volksschulabschlußprüfung nebst verschiedenen Geschicklichkeitsübungen, von denen man annahm, daß ihnen der Wilde genauso wie das Stadtkind gewachsen sein sollte. Die Vermessung der Kapazitäten von Heerschaaren von Schülern, Eingeborenen der verschiedensten Völker und Kulturkreise, Angehörigen verschiedener Religionen, Geschlechter, Alters- und Gesellschaftsklassen war eine Aufgabe, die noch immer nicht abgeschlossen ist. Den unschuldigen Psychologen, die sich solchen Mühen unterziehen, und noch mehr den Statistikern, die ihre Ergebnisse auswerten, hat man den Vorwurf vorsätzlicher oder ideologischer Verblendung gemacht, so sehr und so oft, daß man fast geneigt wäre, den Ergebnissen prinzipiell zu mißtrauen und die ganze Untersuchung, wenn man nur wüßte wie, aufs neue mit geschärftem Blick zu unternehmen. Ich will aber einen freundlicheren Standpunkt beziehen, da ich weiß, daß solcher Verdacht einerseits der Wissenschaft gegenüber in jedem Fall gerechtfertigt ist, andererseits aber die Gefahr birgt, einem die erfreulichsten Ergebnisse vorzuenthalten. Ich beziehe also wohlwollend aus der vergleichenden Vermessung der Intelligenz die folgenden Fakten:

Vierte Feststellung: Die Unterschiede innerhalb jeder ethnischen Gruppe sind um ein Vielfaches größer als die Unterschiede zwischen den Gruppen. Ein kluger Neger unterscheidet sich, was die Intelligenz betrifft, von einem dummen Neger viel stärker als von einem klugen Chinesen oder Engländer. Dasselbe gilt, wie man weiß, beim Vergleich der beiden Geschlechter oder verschiedener Konfessionen. Nebenbei bemerkt ist das der Hauptgrund, warum es so schwierig ist, geringe Abweichungen der Durchschnittsintelligenz irgendwelcher Bevölkerungsgruppen, falls es sie überhaupt gibt, statistisch nachzuweisen. Immerhin kommt man, bei kritischer Betrachtung der Ergebnisse, zu folgender

fünfter Feststellung: Bei aller Bemühung der Intelligenzethnologen, wobei die ideologisch bornierten von besonderer Aussagekraft sind, zeigt sich in

verschiedenen Bevölkerungsgruppen eine überraschend ähnliche Intelligenz. Das führt zur

sechsten Feststellung: Die üblichen Testverfahren sind besser als ihr Ruf und messen offenbar ein Bündel von Fähigkeiten, die für den menschlichen Geist in seiner allgemeinsten Form charakteristisch sind. Diese Fähigkeiten sind überall ungefähr im gleichen Maß vorhanden, unabhängig davon, ob die Vorfahren der Getesteten ein paar Jahrtausende lang ihren Darwinschen Selektionsdruck im Urwald oder in europäischen Städten erfuhren.

Das ist ein schier unglaubliches Ergebnis. Man stelle sich genau vor, welche Fähigkeiten gefordert waren, wenn eine ununterbrochene Kette von Vätern und Söhnen in der Großstadt Köln von der Römer- bis zur Jetztzeit über all die Epochen des Krieges, des Wohlstands und der Not hinweg überleben sollte, vielleicht als Kupferschmiede oder Dachdecker oder Handelsleute und neuerdings als Elektrotechniker und Programmierer, und welchen Erprobungen andererseits die Väter und Söhne zur selben Zeit in Afrika ausgesetzt waren: Tsetse-Fliegen totschiagen, ehe sie beißen, mit Speeren laufende Tiere treffen, Elefanten überlisten, Raubkatzen nachts hören. Und doch, wenn die letzten Sprößlinge der einen und der anderen Kette von Generationen in Amerika nebeneinander auf derselben Schulbank sitzen, gelingt es den Psychologen mit aller Mühe und Raffinesse, bestenfalls ein paar Prozent Unterschied im Intelligenzquotienten zugunsten der einen oder der anderen herauszuschinden.

Des Rätsels Lösung liegt vielleicht darin, daß die Künste des Bürgers und des Eingeborenen bis vor nicht sehr langer Zeit eben doch sehr ähnlich waren und erst jetzt, mit der gewaltig gestiegenen Bedeutung des Schreibens als Produktionsmittel, wesentlich zu divergieren beginnen; eine zu kurze Zeit, um die genetischen Auswirkungen deutlich spürbar zu machen. Mir ist eine andere Erklärung lieber. Was die Intelligenztests der Psychologen messen, basiert auf Aufgaben, zu deren Bewältigung das Instrument der (inneren) Sprache eingesetzt wird. Dieses Instrument ist zwar, wie man von den Ethnolinguisten erfährt, von Volk zu Volk ein bißchen verschieden gestaltet (agglutinierende Sprachen, flektierende, und wie sie alle heißen), jedoch in wesentlichen Zügen übereinstimmend (»Sprachuniversalien«) und vor allem, wie uns die allgemeine Linguistik versichert, von einem konstanten Komplexitätsgrad (die eine hat eine flexiblere Syntax, die andere verfügt dafür über mannigfaltigere lexikalische Unterscheidungen).

Trotz aller Schwierigkeiten der Objektivierung wollen wir die mageren Behauptungen, die man liest, wiederum wohlwollend betrachten und ruhig annehmen, daß der Durchschnitts-IQ der Schwarzen in Amerika, warum auch immer, um ein paar Prozent unter dem Durchschnitt der US-Amerikaner liegt, und der der Italoamerikaner, sagen wir, um ein paar Prozent darüber. Dies als Axiom hingenommen und einige Präzisierungen der

Statistik übersprungen, gelangen wir zu dem, mathematisch nicht auf die Goldwaage zu legenden, aber im Grunde richtigen und sicher wichtigen

2. *Theorem:* 30 Prozent der amerikanischen Neger sind klüger als der Durchschnitt der Amerikaner. (Dieser Gedanke ist zwar trivial, aber leider nicht von mir. Der Urheber ist mir unbekannt: Prof. Mohr in Freiburg? Luca Cavalli-Sforza?)

Das Theorem ist für Neger angenehm zu lesen und für Andersrassige lehrreich. Ebenfalls segensreich ist die Variante des 2. Theorems:

45 Prozent der Italoamerikaner sind dümmer als der Durchschnitt der US-Bürger (oder sind es 30 Prozent, oder 49 Prozent: egal für die Argumentation, und fast egal für die Italoamerikaner).

Die gewonnene Erkenntnis gibt den Leuten Zutrauen zu ihrer eigenen Fähigkeit, gelegentlich auch einmal einen Sizilianer hereinzulegen, und wirkt daher versöhnlich.

4.

Wie man sieht, kann die Statistik, richtig verstanden, gesellschaftsrelevante Auswirkungen haben, selbst wenn es die Statistik der Verteilung der Intelligenzquotienten in der Bevölkerung ist.

Aber man wird dabei nicht ganz glücklich. Die Vermessung der Intelligenz verschiedener Menschen, mit hausbackenen oder statistisch geschliffenen Methoden, irritiert naturgemäß breite Bevölkerungsschichten. Sie bringt halbwegs erfreuliche Ergebnisse erst dann, wenn man die Fakten auf possierliche Weise verdreht, wie wir das hier versucht haben. Man wird das Gefühl nicht los, daß die Emotionen, die das ganze Unternehmen tragen, unausgesprochen bleiben. Man weiß, daß auch die objektivsten Methoden die in der Fragestellung verborgenen Wünsche nicht ganz außer Kraft setzen, und möchte die Ergebnisse entsprechend korrigieren. Ist ja nicht schlimm, man tut das überall, wo Propaganda im Spiel ist, sei es auch die subtile Form der Propaganda im wissenschaftlichen Gewand. Das Peinliche ist nur in diesem Fall, daß gar nicht klar ist, in welcher Richtung das Vorurteil wirkt, und der Zweifel wird nicht geringer, wenn ein Vorurteil von vornherein deklariert und in die Methode eingebaut wird. Lieber hätte man es, wenn ein jeder, der über Intelligenz spricht, offen und ohne Rücksicht auf den Durchschnitts-IQ der amerikanischen Neger oder Nobelpreisträger erklärte, was er damit anzufangen gedenkt. Ich will ein solches Angebot machen.

Ich bekenne, daß ich (bei aller Unsicherheit der Einschätzung) die Leute, mit denen ich zu tun habe, in drei Kategorien einteile: solche, die ich für gescheiter halte, als ich es bin, die anderen, denen gegenüber ich mir gescheiter vorkomme, und die übrigen, bei denen die Frage nach dem Intelligenzvergleich gar nicht aufkommt. Moshe Abeles, Jochen von Below,

Francis Crick, ich könnte einen für jeden Buchstaben des Alphabets aufzählen, haben mich als Wissenschaftler gelegentlich mit Leistungen verblüfft, denen ich mich nicht gewachsen fühle. Aber auch andere, mein Schulkollege Paul Mayr oder der Josef Rottensteiner, Ortnerbauer in Oberbozen, haben mir dieses Gefühl gegeben. Es ist, als ob diese Leute in irgendeiner uralten Vergangenheit an Gesprächen teilgenommen hätten, von denen ich keine Ahnung habe. Oder als ob ihr Gehirn ohne ihr Zutun von selbst jene Kunststücke zustande brächte, zu denen ich das meine mühsam anspornen und zügeln muß. Mein Neid ist mit Freude gemischt, ohne Mißgunst. Der junge Mozart hat seinen etablierten Kollegen angeblich so imponiert, Christus im Tempel den Schriftgelehrten, Newton den Fachgenossen.

Bei den anderen, den weniger intelligenten, nenne ich keine Namen, obwohl bekannte Leute darunter sind, Politiker und Professoren, Erfolgsschriftsteller und erfolgreiche Manager, natürlich auch viele Studenten (ich bin allerdings bei jungen Leuten in meiner Einschätzung oft unsicher). Mein Urteil gründet sich weniger auf das, was diese Leute sagen, als auf meinen Unwillen, ihnen zuzuhören, eine Kombination von Zerstreutheit und Irritation, die sich in mir einstellt, wenn sie reden, als wüßte ich von vornherein, daß man mir da etwas erzählen wird, das ich in meinem eigenen Denken schon abgelehnt hatte, bevor es eigentlich an die Oberfläche kam.

Mir ist das wichtig, weil ich glaube, daß ich auf die Dauer nur mit Menschen gut umgehen kann, bei denen sich weder das eine noch das andere Gefühl einstellt. Natürlich habe ich mich auch schon gelegentlich getäuscht, habe jemanden in den Kreis meiner Freunde und Mitarbeiter aufgenommen, den ich vorher in der Ober- oder Unterschicht angesiedelt hatte, habe andere dorthin abgeschoben. Ich mag keine Freundschaft, bei der irgendwann, sei es in der einen Richtung oder in der anderen, der leidige Imperativ »Sei gescheiter als du bist« fällig wird.

Meine Dreiteilung der Menschheit macht mich immun gegen andere Klassen- oder Kastensysteme. Meine Klassengrenzen laufen quer, bestenfalls ein bißchen schräg, zu denen, von denen soviel die Rede ist.

Nicht nur ich verkehre fast ausschließlich in einem isolierten Horizontalverband in dem nach Intelligenz sedimentierten Kuchen der Menschheit. Allen anderen geht es genauso. Ob sie es wahrhaben wollen oder nicht, sie rotten sich nach dem gemeinsamen IQ zusammen. Es gibt für jeden Menschen eine Iso-IQ-Schicht, in der er sich wohlfühlt, nach oben und unten abgegrenzt durch Verständigungsbarrieren. Wieviele solcher Schichten es gibt, hängt davon ab, bei wieviel Prozent Unterschied im Intelligenzquotienten die Verständigung abbricht. Ich würde schätzen, mindestens drei Schichten, zuzüglich der oberen und unteren Extreme. Ich kenne,

außer dem meinen, noch mindestens zwei verschiedenen gescheite Kommunikationsklubs.

Innerhalb jedes Iso-IQ-Klubs breiten sich Ideen, Meinungen, Moden, ja ganze Wissenschaften sehr geschwind aus und bleiben oft darauf beschränkt. Das ist einer der Gründe, warum viele mein Schema nicht mögen. Sie sind überzeugt, daß es die gemeinsamen Meinungen und Interessen sind, die sie mit ihren Freunden verbinden. Das stimmt freilich auch.

Wenn sich eine Meinung in einer Schicht ausbreitet und die entgegengesetzte in einer anderen, durch eine Kommunikationsbarriere getrennt, dann hat man es manchmal schwer. Sehr gute Ideen lassen sich aber immer mit einiger Mühe auch in der Sprache der benachbarten Niveaus ausdrücken. Ob sie sich dort mit demselben Schwung verbreiten wie in der Schicht, in der sie entstanden sind, und ob sie über die Gegenideen siegen, bleibt offen.

Ich mache mir Sorgen um die oberste Intelligenzschicht, die keine mehr über sich hat. Bei diesen Leuten fehlt die Anweisung zur Bescheidenheit, die aus dem Eingebettetsein zwischen Gescheiteren und weniger Gescheiten kommt. Das mag der Grund sein, warum die Allergescheitesten manchmal erstaunlichen Unsinn produzieren. Vielleicht schließt sich da ein Kreis und macht die Messung der Intelligenz selbst in der rohen, pragmatischen Form zunichte, die ich vorschlage. Gescheit und dumm darf man aber trotzdem noch sagen, wenigstens im Hausgebrauch.